

Der Spaltpilzkopf war wohl doch Paul McCartney. Um die fröhliche Jungesellenrunde namens Beatles auseinanderzubringen, war etwas mehr als die Liebe einer Frau erforderlich. Paul McCartney tat es mit den Mitteln, über die er nun einmal am souveränsten verfügt – mit musikalischen. Die Beatles hatten erst seit zwei Jahren Platten herausgebracht, da machte sich ihr Bassist schon selbständig. Eine spitzweghafte Szene: „Ich hatte ein sehr kleines Zimmer mit einem einzigen Fenster. Eine Dachkammer. Perfekt für einen Künstler. Irgendwie hatte ich da ein Klavier drin – ein kleines, neben meinem Bett. Und im Traum habe ich eine Melodie gehört. Als ich aufgewacht bin, dachte ich: ‚Die Melodie gefällt mir. Was ist das? Ist das Fred Astaire? Cole Porter? Was ist das?‘“

Es war „Scrambled Eggs“, bekannt und anhaltend beliebt unter dem Titel „Yesterday“ von der „Help!“-Platte von 1965, als Single trotz seines handlichen Formats und abendfüllenden Charakters nur in Amerika veröffentlicht, ausdrücklich nicht in Großbritannien. Wahrscheinlich glaubte ihr Urheber sich damit, so ganz als Einzeln, nur jenseits des Atlantiks, wo man alsbald Beatles-Platten verbrennen würde, hören und sehen lassen zu können. Mit dem Vorschlag, andernfalls „McCartney/Lennon“ drunterzuschreiben, oder, wie es noch richtiger gewesen wäre, nur „McCartney“, hätte er sich jedenfalls nicht durchgesetzt. Die anderen wollten denn auch nichts damit zu tun haben, vermutlich aus der Ahnung heraus, dass hier etwas ganz und gar Einzigartiges vorlag, mit dem sich die Gruppe für alle Zeiten im öffentlichen Gedächtnis festsetzen würde: „Ich glaube nicht, dass ich dazu Schlagzeug spielen kann“ (Ringo); „ich weiß auch nicht, ob ich da so viel mit der Gitarre machen sollte“ (George); „mir fällt nichts dazu ein. Du spielst ihn wohl am besten alleine“ (John). George Martin legte bloß noch ein Streichquartett drauf.

Dass auch dem Produzenten bei der Solonummer nicht ganz wohl war, geht aus dessen Lebenserinnerungen hervor. Wie das Dachkonzert im Januar 1969 für ihn das Ende der Beatles markierte, so muss er instinktiv erkannt haben, dass dieses eine Lied bei der bis dahin stabilen Band einen ersten Riss im Gefüge hinterlassen hatte; dies wohl weniger trotz als vielmehr wegen seiner Ausnahmestellung, die besonders im Lager der sogenannten E-Kultur zur Mehrung des Ruhms beitrug. Sehr wahrscheinlich hat auch John Lennon das so empfunden, sonst hätte er sich die Zeile „the only thing you done was yesterday“ aus „How Do You Sleep?“ bestimmt verkniffen. Welchen Grund hätte es sonst gegeben, etwas, das selbst für Beatles-Verhältnisse ein Quantensprung war, zu attackieren? Mangelnde Bedeutung kann es nicht gewesen sein. Seit „Yesterday“ weiß die Welt, was für ein Genie Paul McCartney ist, und er war damals erst 22. Nur einem solchen nimmt man es ab, wenn es, wie in dem gewaltigen Doppelband „Lyrics“ nachzulesen, von seinen Einfällen in einem Ton berichtet, der glei-

chermaßen schlicht und extrem selbstbewusst klingt und dafür Raum lässt, dass man so etwas wie himmlische oder göttliche Eingebung am Ende doch für möglich hält. Wenn auf jemanden unter den Rock-’n’-Roll- und Pop-Giganten jemals etwas von oben heruntergekommen ist, dann auf ihn; das muss man seit „Yesterday“ jedenfalls annehmen.

Diesem unscheinbaren, ansonsten nur mit einer Akustikgitarre bestrittenen Lied lassen sich die bestimmenden Merkmale seiner Kunstfertigkeit musikalisch wie textlich abhören. Im Prinzip ist er Doktor Jekyll und Mister Hyde, trägt das Erhabene und das Profane gleichermaßen in sich. Überhaupt auf die Idee zu kommen, eine Melodie dieses Kalibers mit Rührern in Verbindung zu bringen, deutet auf gewisse schizoide Züge. Alltägliches, jedermann Zugängliches geht, wie in einem alchemistischen Verfahren, über in eine erhabene Klage, die im schließlich gefundenen Text angestimmt wird – ob nun, mehr an der Oberfläche, über den Abschied einer Geliebten oder, schon etwas spezieller, über den frühen, nie verwundenen Tod der Mutter. Beides ist plausibel. Dem entspricht klanglich der von einer Blue Note gleichsam unterwanderte Kammerton, der ansonsten eine außerordentliche Geschlossenheit aufweist. Leichtigkeit und Intimität, das Banale und das Bedeutende gehen oft schon innerhalb ein und desselben Liedes eine schlackenlose Verbindung ein. Archaischer, an Chuck Berry und Little Richard geschulter Rock ’n’ Roll wechselt sich ab mit hochempfindlichen Balladen, deren raffiniert eingängige Melodien Notenkundigen, zu denen er wohl nicht mehr gehören wird, nach wie vor Rätsel aufgeben.

Ein solches stellt auch „Helter Skelter“ vom Weißen Album dar. Dieser Song, der schon klanglich das Gewalttätigste ist, das Paul McCartney je unternommen hat, steht gewissermaßen am anderen Ende einer Bandbreite, über die kein anderer Rockmusiker so spielend verfügt. An seiner banalen Entstehungs- wie an seiner monströsen Wirkungsgeschichte zeigt sich, was an diesem Musiker so besonders ist. McCartney sah sich von Pete Townshend herausgefordert, der behauptet hatte, The Who hätten soeben „das lauteste, dreckigste und rockigste Stück aller Zeiten“ aufgenommen. „Mir gefiel die Beschreibung, also bin ich ins Studio und habe zu den Jungs gesagt: ‚Lasst uns sehen, wie laut wir sein können und wie lärmig. Wir treiben mal die Anzeigenadeln bis zum Anschlag hoch.‘“ Dieses außerordentlich harte Lied, dessen Titel eine achterbahnähnliche Jahrmarktattraktion bezeichnet, ging in die Geschichte ein, weil Charles Manson dem kryptischen, am ehesten noch als zweideutiges Liebesangebot lesbaren Text die Inspiration zu den Morden entnahm, mit denen er seine Family im August 1969 beauftragte. Eigentlich ist es eine Ungeheuerlichkeit, dass, neben den damals mit den Beatles konkurrierenden Beach Boys, es der

# Gerührt, nicht geschüttelt

Wie, warum und womit ein Beatle vor der Zeit selbständig wurde: Paul McCartney zum achtzigsten Geburtstag



Ohne Schirm, aber mit Charme und Melone: Paul McCartney, als wär's gestern gewesen

Foto Getty

angeblich so Nette, Streberhafte war, der das Verbindungsglied zwischen dem unbeschwerten Sechziger-Pop und dem mörderischen, paranoiden Horror lieferte.

Es liegt auf der Hand, die Texte gerade der größten Songschreiber persönlich zu nehmen. Paul McCartney hat den Zusammenhang, den sie mit seinem eigenen, reichen Leben haben, immer ganz unverstellt zum Ausdruck gebracht – meistens dem Alltag abgelascht, dabei nicht viel weniger anspielerreich als bei Bob Dylan, jedoch ohne Geheimniskrämerei. Seit alters hat man sich über seine Bildungsbeflissenheit lustig gemacht. Er hat jedenfalls nie einen Hehl daraus gemacht, wo er sich jeweils bei der Hochwie bei der Populärkultur bedient hat, um seine eigene Kunst daraus zu machen, und kannte selbstverständlich nicht nur seinen Shakespeare, sondern auch „Alice im Wunderland“. Wenn man sich die „Lyrics“-Bände anschaut, sieht man, dass er seine literarisch wohl eher unterschätzten Texte genauso anstrengungslos geschrieben haben muss wie seine Musik.

Jedoch bleibt die Merkwürdigkeit, dass sich das Wohlwollen der Kritiker ihm gegenüber in engeren Grenzen hielt als bei den übrigen dreien; und dies, obwohl er schon gleich nach der Band-Auflösung, unter der er am meisten litt, gleichsam im persönlichen Off-Zustand kreativer und produktiver war als die anderen. Die frühen Soloplatten und die mit den Wings wurden, wegen vermeintlicher Selbstzufriedenheit und künstlerischer Banalität, größtenteils für indiskutabel erklärt. Tatsächlich aber war Paul McCartney, als Pate des Powerpop und mit seinem warmen Timbre, auch zu Anfang der Siebzigerjahre das Maß aller Dinge, an dem sich Bands wie Badfinger, Stealers Wheel oder Big Star ausrichteten. Heute hört man ohnehin vieles anders und über manche seichte Stelle hinweg, spürt vielmehr den Charme, den Ideenreichtum und eine nur leicht gedroselte musikalische Kraft. Auch in dieser immer noch unterbewerteten Werkphase schüttele er durchkomponierte Rockkracher voller überraschender Wendungen genauso aus dem Ärmel wie Miniaturen von geradezu unerschöpflichem Melodienreichtum.

Anders als Goldfinger, den jemand anderes besang, hatte Paul McCartney nicht bei allem den „Midas touch“. Aber wer hat das schon? Sein mit der makellosen Spät-Beatles-Reminiszenz „Flaming Pie“ (1997) einsetzendes Spätwerk bietet auffällig viele große Würfe, mehr als bei jedem anderen seiner Generation, und hält Tuchfühlung zu so gut wie allen zeitgenössischen Pop- und Rock-Stilen, bis hin zu Ambient und Electro. Mangel an Geschmack? Stilverirrungen? So etwas wird ihm seit fünfzig Jahren vorgehalten. Was soll's. Die Frage, ob er gut schlafen kann, ist für den bedeutendsten Pop- und Rockkomponisten aller Zeiten nachrangig, auch an diesem Samstag, wenn Paul McCartney achtzig Jahre alt wird. EDO REENTS

## Eine rationale Diskussion ist unmöglich

Plädoyer für eine offenere Debatte in strategischen Fragen zum Ukrainekrieg / Von Johannes Varwick

Russlands Krieg gegen die Ukraine ist in Zielen und Mitteln ein Zivilisationsbruch, der die internationale Politik auf vielen Ebenen verändern wird. Dieser Krieg ist eindeutig nicht provoziert worden und illegal. Russland wurde für sein Verhalten zu Recht maximal isoliert und zahlt dafür einen hohen Preis. Der „Freiheitskampf“ (oder ist es ein Überlebenskampf?) der Ukraine verdient Unterstützung, auch wenn die hohe Zahl an Opfern und die massiven Schäden keinen Heldenmythos erlauben.

Dennoch gibt es unter professionellen Beobachtern sehr unterschiedliche Einschätzungen zur Frage, wer welche Verantwortung für die Lage trägt, ob dieser Krieg zu verhindern gewesen wäre, welche Kriegsziele Russland mit welchen Mitteln verfolgt und ob es sie erreichen kann – und was wir tun könnten. Daran hängt auch die Frage, ob der Ukraine möglichst schnell und möglichst wirksame Waffen geliefert werden sollten. Besonders heftig wird darüber gestritten, ob Russland inzwischen ein faschistisches Regime geworden ist, mit dem schon deshalb kein Interessenausgleich möglich war, oder ob es „nur“ eine revisionistische Macht ist, die eingeehrt werden kann. Zunehmend die Runde machende „Putin-Hitler-Vergleiche“ verschärfen die Fronten im innenpolitischen Meinungsstreit und bereiten den Boden für eine Mobilisierung in einen Krieg mit Russland, vermutlich eher als Stellvertreterkrieg in der Ukraine. Das ist ein Ritt auf der Rasierklinge.

### Wo bleiben die Grautöne?

Die öffentliche Diskussion spiegelt diese Kontroversen nur unzureichend wider. Der Diskursraum hat sich verengt. Die Unversöhnlichkeit der Argumente, das bewusste Missverstehen, die wechselseitigen Unterstellungen („Kriegstreiber“ versus „Beschwich-tiger“) und vor allem der Verlust an Grautönen sind nicht nur eine persönliche Belastungsprobe für langjährige Freundschaften oder wissenschaftliche Netzwerke. Ich selbst kann von Tagungsausladungen und – was nicht nachweisbar ist, aber ins Bild passt – zunehmenden Nichteinladungen in

etablierten Diskussionszusammenhängen meiner eigenen Community berichten.

Nach mehr als hundert Tagen Krieg hat sich die Debatte in diesem Land (erwartbar) radikalisiert. Das mag nicht das Hauptproblem sein – denn natürlich ist der eigentliche Skandal, dass durch den Zivilisationsbruch Russlands in der Ukraine Zehntausende unschuldige Menschen sinnlos sterben, die europäische und internationale Friedensordnung kaputt geschossen und die globalen Folgen – von Hungersnöten bis zu einer in Trümmern liegenden internationalen Sicherheitsarchitektur – massiv sind. Aber wer sich nicht augenblicklich dem Mainstream anschließt, der gilt in diesem Lande inzwischen als „fringe“.

Wir haben offenkundig nach zweieinhalb Jahren Abwehrschlag gegen Querdenker, Wutbürger und Wissenschaftsleugner verlernt, auch kontroverse andere Standpunkte als legitime Debattenbeiträge wahrzunehmen. Diese werden stattdessen mit dem gleichen Abwehrreflex behandelt, der bei den Querdenkern legitim, richtig und notwendig war, der aber einen demokratischen Diskurs in solchen Momenten nicht nur behindert, sondern eigentlich unmöglich macht. Für eine demokratische Debattenkultur ist das fatal. Denn gute Lösungen entstehen nicht durch allgemeines Hinterherrennen hinter einem schmalen Meinungskanon, sondern durch Widerspruch und die Bereitschaft, Argumente abzuwägen.

Wir sollten uns aber den Luxus erlauben, distanzierter und damit abgewogener zu urteilen. „Sie hat sich nicht entschuldigt“ – so etwa die mediale Quintessenz des Auftritts Angela Merkmels im Berliner Ensemble, mit dem sie ihre Russlandpolitik der vergangenen sechzehn Jahre zu erklären versucht hat. Nun ist es zweifellos in Ordnung, die ehemalige Kanzlerin zu kritisieren. Aber wäre es nicht angemessener, die Grautöne der Kanzlerin in dieser Frage unaufgeregter wahrzunehmen und nicht über sie herzufallen, als ob nicht jede politische Entscheidung auch aus der jeweiligen Zeit zu erklären und zu beurteilen wäre?

Henry Kissingers und Klaus von Dohnanyi Mahnungen, einen Interessenausgleich mit Russland anzustreben, spiegeln sich ebenso wenig prominent im medialen Diskurs wider wie die kontinuierlichen kritischen amerikanischen Stimmen etwa von John Mearsheimer, einem der Großen der realistischen Schule der akademischen Lehre von den internationalen Beziehungen. Der Versuch, letztgenanntem Kollegen ein relevantes Forum in Berlin zu organisieren, scheiterte jüngst. Die etablierten transatlantischen Organisationen behandeln ihn wie eine heiße Kartoffel.

### Demokratie braucht Konflikt

Es gibt im Diskurs zu diesem Krieg unter professionellen Beobachtern und hinter den Kulissen auch in der Politik eine ganze Reihe sehr kontroverser Einschätzungen. Es gibt irriige Argumente und Propaganda, natürlich – und die gilt es zu entlarven. Auch in der Wissenschaft finden sich aber keine einheitlichen Bewertungen zu diesem Krieg, weder innerhalb der strategischen Studien noch unter Militäxperten noch unter den Osteuropawissenschaftlern (obschon es hier einen breiten Konsens gibt).

In den Talkshows dieser Republik spiegelt sich diese Breite selten wider, meist gibt es nur einen „Quotenabweichler“ (oft so dünn besetzt, dass er oder sie sich ideal als Pappkamerad eignet), über den dann der Rest der Runde genüsslich herfallen darf. Niemand behauptet, es könne keine kritische Diskussion mehr geführt werden oder wir seien gar bei einer medialen Gleichschaltung angekommen. Demokratie braucht jedoch Konflikt, und Demokratie braucht auch eine gemeinsame Basis und ein Mindestmaß an Ausgewogenheit und Respekt.

Wenn etwa jenen, die sich erlauben zu fragen, ob Waffenlieferungen an die Ukraine nicht eher Konfliktbeschleuniger sind, unterstellt wird, sie folgten damit dem russischen Narrativ, und wenn sie gar als „Putinfreunde“ diffamiert werden, dann wird eine rationale strategische Diskussion verunmöglichlicht. Denn natürlich kann es auch

sein, dass mit Waffenlieferungen ein womöglich aussichtsloser Kampf der Ukraine nur verlängert oder blutiger wird. Und es ist ebenso denkbar, dass Russland aufgrund immer mehr westlicher Waffenlieferungen die Staaten, die dies tun, als Kriegspartei betrachtet und wir, ob gewollt oder nicht, am Ende doch in einen Krieg mit Russland hineingezogen werden. Dass dieser am Ende auch nuklear eskalieren könnte, ist zumindest eine ernst zu nehmende Annahme, die nicht einfach mit der Forderung vom Tisch gewischt werden kann, dass man sich aus Sorge oder gar Angst davor nicht wie das Kaninchen vor der Schlange verhalten dürfe, weil man sich damit vollkommen erpressbar mache. Gleiches gilt für die Frage, ob es klug ist, der Ukraine nun eine schnelle Beitrittsperspektive zur Europäischen Union zu verschaffen und sie damit unwiderruflich ins westliche Lager zu holen. Man mag mit jeweils guten Argumenten zu dem einen oder dem anderen Ergebnis kommen.

Es gibt aber nicht nur ein Richtig oder ein Falsch. Vor allem betreibt man nicht zwingend das Geschäft Russlands oder verrät die Ukraine, wenn man hier eine Minderheitenposition vertritt. So hat Matthias Alexander in der Onlineausgabe der F.A.Z. unter der Überschrift „Geländegewinne für den Deutschenversteher“ über meinen Auftritt in einer Sendung von Maybrit Illner, in der ich versucht habe, auf die Risiken von Waffenlieferungen hinzuweisen, und für einen Interessenausgleich mit Russland geworben habe, geschrieben: „Varwicks Reaktion ist ein weiteres positives Testergebnis, das dem Deutschenversteher Putin anzeigt, mit seiner psychologischen Kriegführung auf dem richtigen Weg zu sein.“ Zur Angst vorm Beifall von der falschen Seite hat Hans Magnus Enzensberger schon 1962 das Notwendige gesagt: „Wer ständig im feindlichen Feld nach Anzeichen des Beifalls Ausschau hält, macht seine Feinde zu Schiedsrichtern des eigenen Redens.“

Johannes Varwick hat den Lehrstuhl für Internationale Beziehungen und europäische Politik an der Universität Halle inne.

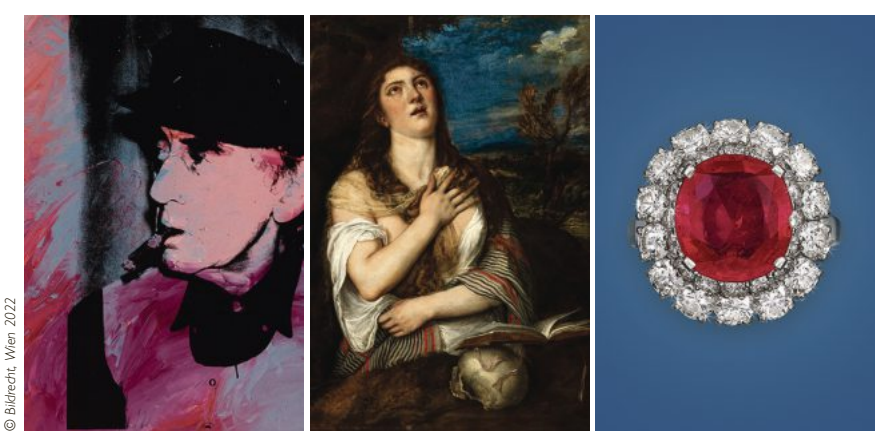
## Rollende Steine

Rückgabe Parthenonfries

Unter dem wachsenden Druck von Restitutionsforderungen hat der Kuratoriums-vorsitzende des British Museum erklärt, dass es möglich sein müsse, eine Einigung im langwährenden Streit um jene Teile des Parthenon-Frieses zu finden, die seit mehr als zweihundert Jahren in London bewahrt werden. In einem Hörfunkgespräch bekräftigte der ehemalige britische Finanzminister George Osborne, der das Treuhändergremium seit vergangener Jahr leitet, die unterschiedlichen Funktionen der Skulpturen in London und Athen. In Griechenland erzählten sie die Geschichte der griechischen Zivilisation, in London hingegen stünden sie im größeren vergleichenden Zusammenhang aller Weltkulturen. Osborne bejahte die Frage, ob einige der Skulpturen im British Museum „zumindest für eine Weile nach Griechenland

gehen und dann wieder nach London zurückkehren“ könnten. Eine Leihgabe, zu der sich das British Museum schon länger bereit erklärt hat, wäre jedoch nur im unwahrscheinlichen Fall denkbar, dass Griechenland von seinem Besitzanspruch abrückte. Athen bestreitet, dass Lord Elgin, der britische Gesandte beim Osmanischen Reich, die hellenischen Antiken rechtmäßig erworben hat. Die UNESCO hat jüngst wieder versucht, sich vermittelt für die Rückgabe einzusetzen. Das britische Kulturministerium hat jedoch wissen lassen, dass die Skulpturen bei den vereinbarten Treffen des Staatsministers Lord Parkinson mit der griechischen Kulturministerin Lina Mendoni nicht auf dem Tagesplan stünden. Die sich wachsender Unterstützung erfreuende britische Interessengruppe für die Restitution der Skulpturen nimmt den heutigen 13. Jahrestag der Eröffnung des Athener Akropolis-Museums zum Anlass, um alle Griechen und Altertumsliebhaber zu einer Protestkundgebung am British Museum aufzurufen. G.T.

## DOROTHEUM



Andy Warhol, Acryl und Siebdrucktinte auf Lwd, 1974 | erzielter Preis € 753.000  
Tiziano Vecellio, gen. Tizian (1485/90–1576) | erzielter Preis 4,8 Millionen Euro  
Bulgari Ring mit Burma-Rubin, ca. 3.80 ct | erzielter Preis € 108.000

### BERATUNG UND ÜBERNAHME ZUR AUKTION

München 22. – 28. Juni  
Stuttgart 29. Juni | Frankfurt 30. Juni  
Nürnberg 1. Juli | Hamburg 4. Juli  
Berlin 5. Juli | Dresden 6. Juli

Terminvereinbarung:  
Dorotheum Düsseldorf  
Tel. 0211-210 77-47  
Dorotheum München  
Tel. 089-244 434 730  
www.dorotheum.com